

Veränderungen, welche sich im Laufe der Zeiten auf der Erdoberfläche vollzogen haben, nicht, wie man glaubte, plötzlichen Katastrophen zuzuschreiben, sondern die Folge unmerklicher und langsamer Vorgänge sind, die auch heute noch nicht zu wirken aufgehört haben. Folgt man ihm weiter, so sieht man, daß jene großen Umwandlungen, deren Spuren überraschen, nur durch das Zusammenrücken der Jahrhunderte so furchtbar erscheinen und sich in Wirklichkeit sehr gelinde vollzogen. Ohne alle Gewaltfamkeit wechselten die Meere ihr Bett und rühten die Gletscher hinab in die Ebenen, die einst blühende Sträucher bedeckten.

Derartige Verwandlungen vollziehen sich vor unseren Augen, ohne daß wir es auch nur merken können. Da, wo Cuvier entsetzliche Umwälzungen erklarte, zeigt uns Charles Lyell die gnädige Langsamkeit der natürlichen Kräfte. Man fühlt, wie segensreich es wäre, wenn sich diese Theorie von den fortwirkenden Ursachen vom physischen Leben auf das moralische Leben übertragen ließe und man Verhaltensmaßregeln daraus schöpfen könnte. Der conservative und der revolutionäre Geist würden darin einen Boden der Versöhnung finden.

Ueberzeugt, daß sie unfähig bleiben, sobald sie sich fortgesetzt vollziehen, würde der Conservative sich den notwendigen Veränderungen nicht mehr entgegenstellen, aus Furcht, gerade dort, wo er ein Hindernis errichtet, zerstörende Kräfte anzuknüpfen. Und der Revolutionär würde seinerseits darauf verzichten, unklugerweise Kräfte anzustacheln, die er ohnedies beständig thätig wüßte. Je mehr ich darüber nachdenke, desto überzeugter werde ich davon, daß, wenn die Theorie von den fortwirkenden Ursachen das Bewußtsein der Menschheit durchdränge, alle Völker der Erde dadurch in eine Republik von Weisen verwandelt würden. Die einzige Schwierigkeit ist, ihr dort Eingang zu verschaffen, und man muß zugeben, daß sie groß ist.

Sehr fromme oder sehr künstlerische Naturen legen in die Religion und in die Kunst eine verfeinerte Sinnlichkeit. Man gibt es keine Sinnlichkeit ohne ein bisschen Aberglauben. Der Dichter hat den Aberglauben der Worte und Klänge. Er schreibt einzelnen Wortfügungen Zauberkräfte zu und neigt dazu, gleich den Frommen, an die Wirksamkeit heiliger Formeln zu glauben. Es liegt im Verstand mehr Kiturgie, als man glaubt, und für einen in der Poetik ergaunten Poeten ist Verse machen die Erfüllung heiliger Riten. Dieser Geisteszustand ist ein wesentlich conservativer, und man darf sich nicht über die Unbulsamkeit wundern, die naturgemäß daraus entspringt. Kaum hat man das Recht darüber zu lächeln, wenn man sieht, daß gerade diejenigen, die mit Recht oder Unrecht behaupten, am neuesten Neues gebracht zu haben, es sind, die alles Neue mit dem größten Horn und Widerwillen zurückweisen. Es ist dies die gewöhnliche Art des menschlichen Geistes, und die Geschichte der Reformation weist tragische Beispiele dafür auf. So sah man einen Henry Estienne, der stiehen mußte, um dem Scheitern zu entgehen, aus seinem Versteck dem Henker die eigenen Freunde namhaft machen, die nicht so dachten wie er. So sah man Calvoin, und man weiß, daß die Unbulsamkeit der Revolutionäre nicht gering ist. Ich kannte einst einen alten Senator der Republik, der in seiner Jugend an allen geheimen Verschwörungen gegen Carl X. theilgenommen hatte, unter der Juli-Regierung sechzig Aufstände anstiftete, noch im Alter Complotte schmiedete, um das Kaiserreich zu stürzen, und drei große Revolutionen mitmachte. Er war ein friebfertiger Greis, der in den Wortkämpfen der Kammer lächelnden Gleichmuth bewahrte. Es schien, als könne von nun an nichts mehr seine durch so viel Mühen erkaufte Ruhe stören. Er athmete nur noch Eintracht und Zufriedenheit. Eines Tages sah ich ihn dennoch empört. Ein Feuer, das man für längst erloschen hielt, bligte aus seinen Augen. Von einem Fenster des Senatsgebäudes sah er einen Anzug von Studenten, der sich durch die Gartengänge des Luxembourg wand. Der Anblick dieses harmlosen Aufzuges löste ihm eine Art von Wuth ein.

"Eine derartige Unordnung auf einer öffentlichen Straße!" schrie er zornig und wüthend. Und er rief nach der Polizei.

Er war ein wackerer Mann. Aber nachdem er selbst Aufstände ins Werk gesetzt, fürchtete er ihren Schatten. Die, welche Revolutionen gemacht haben, bulden nicht, daß man nach ihnen welche machen wolle. In gleicher Weise wollten alte Dichter, die bei irgend welchen Umwandlungen der Dichtkunst eine Rolle gespielt, nicht mehr daran rühren lassen. Darin sind sie Menschen. Es ist peinlich, wenn man nicht gerade ein großer Philosoph ist, zu sehen, wie das Leben über einen hinausgeht, sich in dem Lauf der Dinge untergehen zu fühlen. Sei man nun Dichter, Senator oder Schuster — man findet sich schwer daren, nicht der letzte Schluß der Welten, der ganze Zweck der Schöpfung zu sein.

Wenn man sagt, das Leben sei gut oder es sei schlecht, so sagt man einen Unsinn. Man muß sagen, es sei zugleich gut und schlecht, denn durch das Leben und nur durch dasselbe haben wir einen Begriff vom Guten und vom Schlechten. Die Wahrheit ist, daß das Leben löplich, entsetzlich, entzückend, abscheulich, süß, bitter, alles zusammen ist. Es ist mit ihm wie mit dem Arlequin des guten Florian: der eine sieht es roth, der andere sieht es blau und beide sehen es, wie es ist: denn es ist roth und blau und von allen Farben. Wir alle und alle Philosophen, die sich unter einander zerfeilsen, können uns darum vereinen und versöhnen. Aber wir sind nun einmal so geartet, daß wir die anderen zwingen müßten, so zu fühlen und zu denken, wie wir

selbst, und unseren Nachbarn nicht gestatten, lustig zu sein, wenn wir selbst traurig sind.

Alles, was nur durch die Neuheit der Form und einen gewissen Geschmad Wert hat, veraltet schnell. Dem die künstlerischen Moden wechseln gerade so, wie alle anderen Moden. Es geht mit geizerten Wendungen, die neu sein wollen, wie mit den Toiletten aus den großen Modefalons: sie währen nur eine Saison. In Rom, zur Zeit des Niederganges der Kunst, waren die Büsten der Kaiserinnen nach der letzten Mode frisiert. Diese Frisuren wurden bald lächerlich; man mußte sie verändern und setzte den Statuen marmorne Perrücken auf. Ein so wie jene Statuen gestämter Stil mußte eigentlich jedes Jahr umfrisirt werden. Und es kommt oor, in unseren Tagen der Schnelllebigkeit, daß literarische Schu. n nur wenige Jahre, oft nur wenige Monate bestehen. Ich kenne junge Leute, deren Stil um zwei oder drei Generationen zurück ist und ganz alterthümlich scheint. Es ist dies sicherlich die Folge des wunderbaren technischen und industriellen Fortschrittes, der die erkaunte menschliche Gesellschaft mit fortreißt. Zu Zeiten der Concouirts und der Eisenbahnen konnte man noch ziemlich lange von einem Stile leben. Aber seit den Telephons erneuert die Literatur, welche von den Gebräuchen abhängt, ihre Formeln mit erschreckender Schnelligkeit. Wir wollen also mit Ludovic Halévy sagen, daß nur die einfache Form dazu angethan sei, ruhig, nicht Jahrbunter, was zu viel sagen hieße, aber doch Jahre hindurch zu bestehen.

Die einzige Schwierigkeit ist nur, die einfache Form festzustellen; aber man muß zugeben, daß das eine große Schwierigkeit ist. Die Natur, wenigstens so weit wir sie zu erkennen vermögen, und wie sie uns im täglichen Leben umgibt, zeigt sich uns durchaus nicht einfach und die Kunst kann nicht beanspruchen, einfacher zu sein als die Natur. Dennoch verstehen wir einander ganz gut, wenn wir sagen, dieser Stil ist einfach und jener andere ist es nicht.

So will ich denn sagen, daß, wenn es auch keinen eigentlich einfachen Stil gibt, es doch Stile gibt, die einfach wirken, und daß gerade diesen beständige Jugend und Dauerhaftigkeit anzuhafsten scheint. Es gilt nur noch herauszufinden, was ihnen dies glückliche Ansehen verleiht.

Und man muß zweifellos annehmen, daß sie dies nicht einem geringeren Reichthum an verschiedenartigen Elementen verdanken, sondern daß sie ein Ganzes bilden, dessen einzelne Theile so gut verschmolzen sind, daß man sie nicht mehr unterscheidet.

Ein guter Stil ist wie der Sonnenstrahl, der durchs Fenster dringt, während ich schreibe, und der sein klares Licht der engen Verschmelzung der sieben Farben verdankt, aus denen er besteht. Der einfache Stil gleicht dem weißen Licht. Es ist zusammengesetzt, aber man merkt es nicht. Es ist das nur ein Bild und ich weiß, wie wenig Bilder taugen, wenn es nicht gerade ein Dichter ist, der den Vergleich anstellt. Aber ich wollte zu verstehen geben, daß in der Sprache die schöne und wünschenswerte Einfachheit nichts ist als ein Schein, und daß sie einzig der guten Anordnung und weisen Vertheilung der einzelnen Theile entspringt.

Fürchten wir uns nicht zu sehr, den Künstlern von einst Ideale zuzuschreiben, die sie nie gehabt. Man kann nicht ohne ein gewisses Maß von Illusion bewundern, und ein Kunstwert verstehen ist im Grunde genommen so viel, wie es neu in sich schaffen. Die gleichen Werke spiegeln sich verschieden in den Seelen der Beschauer. Jede Generation sucht neue Gemüthsregungen vor den Werken der alten Meister.

Der bestveranlagte Beschauer ist der, welcher durch einen glücklichen Gegensinn die stärkste und reinste Erregung empfängt. Die Menschheit hängt denn auch mit Leidenschaft nur an solchen Werken der Kunst oder der Poesie, von denen gewisse Theile unklar sind und verschiedenartige Auslegungen zulassen.

Sacher-Masoch.

Als vor bald dreißig Jahren Leopold von Sacher-Masoch in die Literatur trat, priesen alle Kenner den Schwung, das Feuer, die Pracht seiner Werke, Kürnberger sogar, der Mürrische um: Strenge, der nicht leicht was gelten und sich nicht blenden ließ, grüßte ihn laut und die Menge jauchzte dem seltsamen, bunten, unheimlichen Zauberer zu. Er schien der Mächtige, die leere und müde Manier der Epigonen zu vertilgen, das braufende Leben einzulassen und den gierigen Sinnen, den lehrenden und verwöhnten Nerven der neuen Zeit gerecht zu dienen. So neigten sich alle vor seiner heißen Kraft und der Ruhm hüpfte, gleich einem gehorsamen Hündchen, munter vor ihm her: er trat wie ein Talent in die Literatur.

Er war es wohl auch. Er war es gewiß mehr als die sanften, blaffen, schwachen Söhne der Romantik, die damals im Schatten der Vergangenheit „bachteten“, auch mehr als die prahlischen Jwerge, die seit ein paar Jahren in Berlin so thun, als ob die Deutschen wieder eine Kunst haben könnten. Man durfte hoffen: denn er hatte immer Farbe, mannigmal Größe und sparte das Leben. Es ist sehr traurig, daß er diese Gaben vergeubete, dem Schönen nicht mühte und darum so elend sterben mußte, verlassen, vergessen, verachtet. Wie will man dieses schlimme Schicksal deuten?